Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 16 (1940-1941)
Heft: 6

Artikel: Was ihnen in Erinnerung blieb : Eindrücke von Internierten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066950

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

WAS IHNEN IN ERINNERUNG BLIEB

EINDRÜCKE VON INTERNIERTEN

GRENZÜBERTRITT

Der Kanonendonner ist verstummt. Die Nacht ist da, dicht und dumpf, feindlich. Morgen in der Frühdämmerung wird der Strom der Panzerdivisionen, der einen Augenblick erstarrt war, seine ungeheuerlichen Fluten weiterrollen, darüber die teuflischen, zerstörerischen Flügel feindlicher Flugzeuge. Wir sind gänzlich erschöpft vor Müdigkeit und Angst. Für uns ist alles fertig: uns ist nur noch erlaubt, auf fremder Erde Schutz zu suchen vor der feindlichen Umzingelung.

Ungefähr fünfzig Meter vor der Grenze haben wir halt gemacht. Auf jeder Seite der Strasse bilden die letzten Häuser des letzten Dorfes in der schwarzen Nacht noch schwärzere Schattenstreifen. Die Leute meines Detachements, etwa 60, haben, obschon sie wissen, dass der Halt nur kurz sein wird, sofort ihre Tornister auf die Erde gelegt und lassen sich darauf fallen.

Kein Wort. Jetzt, wo die Hölle entfernter ist und der Geist nicht mehr bedrückt wird durch die physische Qual, empört er sich gegen das ungerechte Schicksal, und unser Herz krampft sich zusammen; die Luft ist schwer von bitterer Traurigkeit. Aber schliesslich müssen wir wieder aufbrechen. Was würde es helfen, sich jetzt noch sinnlos gefangen nehmen zu lassen?

Die Strassenbrücke ist gesprengt. Wir müssen darum den Weg rechts abschneiden und uns auf die Bahnlinie begeben, die blockiert ist von Güterzügen, die hier

steckenbleiben, einer nach dem andern, wie in einer Sackgasse.

Wir rücken langsam vorwärts, in Einerkolonne. Wir stolpern über die Querbalken und verwickeln uns in den Signaldrähten. Halblaute Flüche unterbrechen die Stille. Es ist schwarz wie in einer Kuh.

Plötzlich richtet sich mir der Strahl einer elektrischen Lampe fast in Armweite mitten ins Gesicht und blendet mich. Ich stehe bockstill . . . und empfange im Rükken den Stoss meines nächsten Hintermannes. Es war Zeit. Ich wäre beinah gegen eine dicke Kette gelaufen, die quer über das Geleise gespannt ist: die Grenze. Auf der andern Seite wird mitten in einem leuchtenden Strahlenschein eine behelmte Silhouette sichtbar; links liegt auf ebener Erde das Rohr einer Mitrailleuse, auf welcher Reflexe aufglänzen.

Ich tue einen Schritt vorwärts. Der Mann mit der Laterne fragt mich in vollendetem Französisch:

« Was wollt Ihr? »

Die Frage, ach, ist überflüssig, und ich kann ein bitteres Lächeln nicht zurückhalten.

« Wir bitten die Schweiz um Asyl. »

« Uebrigens », füge ich hinzu, « ist ein Teil meiner Einheit wahrscheinlich schon diesen Nachmittag hier durchgegangen. »

Während dieses kurzen Zwiegesprächs tritt eine andere, ebenfalls behelmte Silhouette vor. Ich sehe, dass es ein Schweizer Offizier ist und stelle mich vor:

« Leutnant D . . . »

« Oberleutnant B . . . »

Ueber die Grenze drücken wir uns die Hand.

« Das ist richtig », bestätigt der Offizier meine Vermutung, «schicken Sie Ihre Leute hier durch. »

Die Kette ist abgehängt. Der Durchgang ist frei. Ich stelle mich auf die Seite, und das düstere Defilee beginnt sogleich. Das Licht fällt erst etwas später auf die Leute, als sie sich, einem Schweizer Offizier folgend, auf die kleine Treppe begeben, welche am Hügel der Länge nach rechts emporklettert und oberhalb des Trichters die Strasse wieder erreicht. Aber während ich sie mechanisch zähle, erkenne ich ihre Silhouetten, eine nach der andern, wenn sie an mir vorbeiziehen, still und zur Erde gebeugt. Die Traurigkeit dieser Szene ist herzerschütternd.

Der letzte Soldat ist vorbeigegangen. Der letzte, der den Augenblick möglichst lang hinauszog, weinte. Ich bin jetzt allein, « auf der andern Seite ». Noch ein langer Blick rückwärts, ein Blick, der nichts als Nacht sieht, ein Losreissen . . . vorwärts! Oben haben sich die Männer selbst in drei Reihen aufgestellt.

« Achtung steht! »

Letztes Lebewohl für unser gequältes Vaterland, und zur gleichen Zeit ein Gruss dem Lande, das uns Asyl gewährt. Die Schweizer Offiziere stehen unbeweglich. Der, welcher meinen Gruss beantwortete, trägt einen Namen, der in diesem Lande verehrt wird: es ist Oberstleutnant Guisan, der Sohn des Generals. Während dieses kurzen Augenblicks spiegelt sich lebhafte Bewegung auf seinen feinen und energischen Zügen.

Während die Unteroffiziere und die Mannschaft langsam vorbeidefilieren, um, einer nach dem andern, die Waffen niederzulegen, die sie von jetzt an nicht mehr brauchen werden, habe ich mich vorgestellt, und der Kommandant drückt mir lang die Hand. Dann kehrt er sich um und schaut wortlos zu. Ein junger Korporal weint schluchzend mit heraufgezogenen Schultern, wie ein Kind, das einen grossen

Kummer hat. Der Kommandant hat sich ihm genähert, nimmt ihn beim Arm und tröstet ihn väterlich.

Jetzt, da alles fertig ist, da die Aufregung sich gelegt hat, nimmt die Müdigkeit überhand, und wir wissen nicht mehr recht, wo wir sind: Diese fremden Uniformen, die uns mitleidig empfangen haben, diese Ruhe! Wir haben ein wenig den Eindruck, auf einen andern Planeten gefallen zu sein, weit weg von der chaotischen Welt, in der wir uns wenige Augenblicke vorher noch befanden.

Eine unwiderstehliche Lust, zu schlafen, ergreift mich. Doch man muss noch einige hundert Meter marschieren, und wir tun es in fast bewusstlosem Zustand.

Ein grosser Saal, strahlend von Licht am Ausgang der Nacht, ein grosser Saal, dessen Boden bedeckt ist mit Stroh, so frisch und einladend wie nie vorher das weichste Bett es war. Ein unbeschreibliches physisches Glücksgefühl, und sofort versinken wir im Nichts, in tiefen, wohltuenden, befreienden Schlaf.

Leutnant Duteyeulle.

DIE 1. AUGUSTFEIER

Warum schmückt sich wohl das hübsche, kleine seeländische Dorf Brüttelen heute besonders sorgfältig. Dem 1. August zu Ehren will es besonders festlich aussehen. Und auch die Sonne scheint mitzumachen. Tagsüber bemerken wir nichts Ungewöhnliches; aber bei Anbruch der Nacht besteigen wir den Hügel, der sich über die Bauernhäuser erhebt, und setzen uns in die Wiese am Waldrand.

Vor uns türmt sich eine dunkle Masse auf, die in einigen Augenblicken ein Feuer sein wird. Zu unserer Rechten, ein wenig tiefer, bewegen sich Schatten. Da wird das Bundesfeuer des Dorfes vorbereitet. Plötzlich, in der stillen Luft, steigen aus den Nachbardörfern die tiefen Stimmen der Glocken auf. Sie laden uns alle zur Sammlung ein. Ausser den nächtlichen Geräuschen des Waldes und seiner Gäste dringt sonst kein anderer Ton zu uns. Brüttelen unter uns scheint ganz verlassen. Als die Glocken schweigen, ist es Nacht. Die kleinen Lichter, die sich auf den Strassen bewegen, verraten uns, dass mehr als ein Zug sich irgendwohin bewegt.

Auf dem Nachbarhügel wird eine Röte sichtbar: das ist das Signal. Ueberall ringsum, von selbst, fangen Feuer an zu brennen. Auch das unsrige macht mit in diesem Feuerreigen! Zuerst ist es eine blasse, zögernde Flamme. Diese Flamme wächst, erhebt sich, wird mächtig. Dem Winde preisgegeben, steigt sie ein paar Augenblicke gegen den Himmel, sinkt wieder zusammen, neigt sich zur Erde und streut Funkengarben aus. Sogar der Wald hinter uns ist erhellt.

Und jetzt, ganz nah bei uns, erklingen junge, helle Stimmen. Es sind die jungen Mädchen des benachbarten Waisenhauses, die mit ihrer frischen Jugend zum Feste beitragen und mit ganzem Herzen ihr geliebtes Land feiern. Holde helvetische Lieder in allen Sprachen: berndütsch, französisch, italienisch! Wie geht ihr mir zu Herzen an diesem unvergesslichen Abend, denn ihr seid mir Zeichen, trotz der Verschiedenheit der Sprachen und Rassen, der unveränderlichen Einheit einer Nation.

Während die Lieder aufsteigen im Raume wie die Flammen, entdecken meine Augen überall, auf allen Hügeln nah und fern, in allen Dörfern, andere Feuer, wel-

che glitzern. Sie sind so zahlreich, dass man sie kaum mehr von den Sternen unterscheiden kann. Sie sind Ausdruck der Freude des Schweizervolkes; es hütet die ewige Flamme, die das Kreuz bewacht.

Nach und nach verblassen die Lichter, die Gesänge verstummen, unser Feuer ist nur noch ein Haufen geröteter Asche. Die Nacht wird noch dunkler. Wir gehen zurück in die Pension, wo ein Mahl unser wartet, um auch uns Franzosen teilnehmen zu lassen an dieser 1. Augustfeier, die wir nie mehr vergessen werden. Und ich denke an die Schweiz, deren Gäste wir sind und die wir an diesem Tage besser kennenlernten. Ich fühle das Vertrauen, das dieses Volk seinen Behörden entgegenbringt, seine Liebe zum Heimatboden und seinen festen Willen, ihn zu verteidigen. « Froh noch im Todesstreich . . . » sangen die Stimmen, die uns der Wind zutrug. Und über dieser Wirklichkeit steht die Einigkeit aller, die besiegelt wurde 1291 in den Tälern von Schwyz, Uri und Unterwalden, die Einigkeit, die immer stärker wurde. Und ich bin nun dessen gewiss, Schweizervolk, dass du Tag und Nacht wachen wirst beim weissen Kreuz und nicht einen Augenblick das Feuer erlöschen lässest.

Oberleutnant André Faudot.

DER GEMEINDERAT

Wie ich ihn gesehen habe? Ja. Denn ich könnte nicht sagen, dass ich ihn gehört habe . . . Sie werden sofort verstehen wieso. Wir sitzen im Gasthaus am Essen, als ein Herr von einem gewissen Alter eintritt:

« Guten Tag! »

Er setzt sich nieder, ruft die Serviertochter und bestellt ein Glas Wein. Man bedient ihn, er bezahlt, dann wartet er. Ein zweiter Herr tritt ein:

« Guten Tag! »

Er setzt sich nieder, ruft die Serviertochter . . . usw.

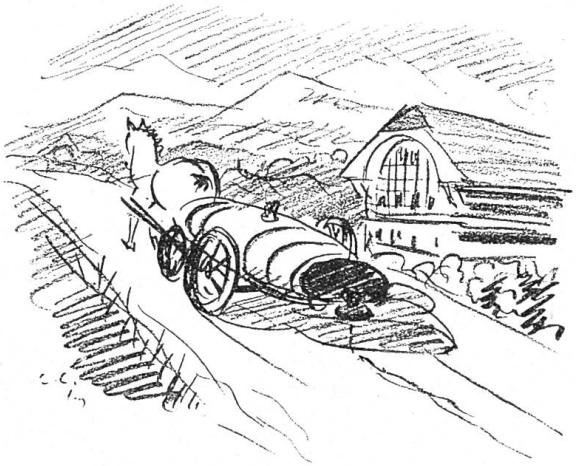
Ein dritter Herr tritt ein . . . Gleiches Spiel. Dann kommen ein vierter, ein fünfter und ein sechster Herr. Wir schweigen und horchen gespannt, was sie wohl sagen werden. Aber vergeblich: keiner tut den Mund auf. Nach einer gewissen Zeit erhebt einer das Glas, schaut seine Gefährten einen nach dem andern an. Jeder einzelne wiederholt die Geste. Dann trinken alle miteinander. Die « Zeremonie » wiederholt sich mehrere Male. Schliesslich erheben sich alle . . . und gehen davon.

Immer neugieriger bitten wir die Serviertochter, uns nähere Auskunft zu geben über diese Herren. Antwort:

«Das war die Gemeinderatssitzung!»

O die Glücklichen! Wie gut hätten doch unsere Politiker daran getan, sich an ihnen ein Muster zu nehmen. Denn sie leben wirklich nach dem alten Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.

Dr. med. Le Fur.



Eine wahre Geschichte von einem Zehnergutzli, einem grossen Internierten und einem kleinen Kind

Alle französischen Internierten lieben einen guten Wein. Aber unter ihnen gibt es auch solche, welche die Guetzeli nicht verschmähen. Sie sind nicht Legion, aber es gibt solche. Seit sie in der Schweiz sind, ist ihnen das Wort Konditorei vertraut geworden. Zuerst waren sie ein wenig erstaunt, nicht die « Babas » und « Eclairs » zu finden, die in den französischen Patisserien duften und gedeihen; aber dann haben sie sich bald mit den schweizerischen Leckereien befreundet, die vollständig neu waren für die, welche die Schweiz nicht kannten. Leider können die Besuche in der Konditorei nur in grösseren Zeitabschnitten stattfinden für einen armen Internierten, welcher nur über die täglichen 25 Rappen verfügt. Die Hauptsummen seines Einkommens muss er ausserdem dazu verwenden, seine Pfeife zu versorgen. Die Tage, das können Sie sich vorstellen, sind kaum totzuschlagen, und mit Rauchen geht es ein bisschen leichter.

An einem schönen Sonntagmorgen, vielleicht gerade um ihn kenntlich zu machen von den sechs andern Tagen, gestattete sich ein gewisser Internierter, nach sorgfältiger Prüfung seiner Schätze, einen Kredit von zwei Fünfern (nicht von dreien, das wäre ihm nicht möglich gewesen), um beim Konditor sich das ersehnte Stückli zu kaufen, das er im Schaufenster gesehen hatte. Ach, der Preis überstieg sein vorsorgliches Budget und zwang ihn, seinen Gelüsten Zügel anzulegen. Er wählte ein bescheideneres Törtchen, das er beschloss, draussen zu essen, und zwar sehr langsam (um das Vergnügen auszudehnen); denn im Laden stand ein ungefähr zwölfjähriges Kind, das er nicht wollte « z' gluschte mache ».

« Vielleicht », sagte er sich, « hat das Kind nicht 10 Rappen, um sich auch eines zu kaufen! »

Aber er hatte sich getäuscht; denn das Kind kaufte nicht nur für sich ein Törtchen und ass es, sondern mit einem Lächeln voll Güte und einem bisschen Schelmerei bot es ein anderes unserm Internierten an, und zwar ausgerechnet dasjenige, welches der arme Schlucker zu teuer gefunden hatte. Es gibt also ein Land, wo im Gegensatz zu andern Ländern, die Kleinen den Grossen Guetzeli spendieren. Wie nett, wenn die Rollen einmal vertauscht sind!

Sappeur Julien Sabre.

Übersetzt von A. Huggler. Zeichnungen und Text aus dem Buche „Tels qu'il nous ont vus" (Les Internés en Suisse 1940).

4. Auflage. Vom Verlag Labor, Genf